In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 155. Posen, den 10. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

8. Fortsetzung.

„Ich will Ihnen etwas sagen, und das können Sie Ihrer Frau übermitteln, Sie sorgsamer Vater. Morgen werden die Mädels das Haus verlassen. Genügt Ihnen das?"

Da Souza ergriff die Hand seines Wirtes, doch Trent zerrte sich frei.

„Mein bester, edler — — —"

„Hören Sie auf und bleiben Sie mir vom Leibe," unterbrach ihn Trent. „Aber denken Sie daran: kein Wort darüber zu jemand anders als zu Ihrer Frau; die Mädels wissen es selbst noch nicht, daß sie gehen müssen."

Sie stiegen nach dem Eßzimmer hinab, wo die anderen sich bereits um den Tisch eingefunden hatten. In einem schwarzen Seidenkleid und mit reichlich viel Schmuck behangen, protzte Frau da Souza auf dem Ehrenplatz. Neben ihr saß ein zierliches Mädchen mit großen schüchternen Augen und brauner Hautfarbe, auffallend geputzt, aber mit einem gewissen edlen Reiz, von dem man schwerlich annehmen konnte, daß es ihn von seinen Eltern geerbt hatte. Ellen Montressor und ihre Freundin saßen zu beiden Seiten des Hausherrn — ein Arrangement, das Frau da Souza sehr bedauerte, aber das zu verhindern sie außerstande war. Ihr Mann nahm den unbesetzten Stuhl ein. Das Essen wurde aufgetragen, und mit dem Entkorken der Champagnerflaschen, das nicht lange hinausgeschoben wurde, lockerten sich auch die Zungen.

„Es war sehr warm in der City heute," bemerkte Frau da Souza zu ihrem Gastgeber. „Unsere liebe Julie fand es eigentlich unerhört, daß Sie dort sein müßten, während wir uns an Ihrem herrlichen Park erfreuen können. Sie denkt doch an alles und fühlt mit allen mit."

„Es ist sehr freundlich von Ihrer Tochter," bemerkte Trent, die Augen auf Julie geheftet. Er verspürte fast Mitleid mit ihrer augenfälligen Schüchternheit. „Kommen Sie, trinken Sie, da Souza. Trinken Sie, meine Damen! Ein schwerer Tag liegt hinter mir, und ich möchte für eine Weile vergessen, daß es so etwas wie Arbeit in der Welt gibt."

Ellen erhob ihr Glas und nickte ihm zu.

„Man kann nicht soviel hiervon trinken, Trent," sagte sie und führte das Glas zum Munde. „Ach, das ist doch ganz etwas anderes als das Zeug, das wir sonst gewöhnt sind, nicht wahr, Flossie?"

„Da Souza, sorge für Flossie," bemerkte Trent. „Warum schenken Sie ihr nicht ein? So ist es gut."

„Hiram!"

Da Souza zog seine Hand hinter dem Stuhl seiner Nachbarin zurück und bemühte sich, harmlos dreinzuschauen. Das Mädchen kicherte. Frau da Souza war heftig entrüstet. Trent musterte einen nach dem anderen, halb lachend, halb geringschätzig. Welch eine Gesellschaft! Es wurde wirklich Zeit, daß er sich von ihr befreite. Von seinem Platz aus konnte er über die Rasenfläche in den mit Sträuchern bewachsenen Teil des Parkes sehen. Es war noch hell — wenn sie nun durch das offene Fenster hineinschauen konnte! Was mußte sie dann denken? Eine dunkle Röte überzog sein Gesicht, und er stieß die Hand, die unter dem Tisch sein Knie suchte, unwirsch fort. Plötzlich kam ihm ein Einfall — ein glänzender, unvergleichlicher Einfall. Er leerte sein Glas in einem Zuge und lachte laut und lang über einen faulen Witz seiner Tischdame. Es war ein unbezahlbarer Scherz. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr wurde er von seiner Idee eingenommen. Er ließ noch mehr Sekt auftischen, und alle außer der kleinen Julie begrüßten die neue Flasche mit lebhaftem Jauchzen. Selbst Frau da Souza taute ein wenig den anderen Frauen gegenüber auf, denen sie den Krieg erklärt hatte. Die Wangen begannen zu glühen, und die Stimmen wurden schon etwas unsicher. Da Souzas Arm glitt wieder hinter den Rücken des Stuhls, diesmal ohne einen Tadel hervorzurufen. Ellen Montressors Augen strengten sich vergeblich an, einen zärtlichen Blick ihres freigebigen Hausherrn aufzufangen. Nur ein rätselhaftes Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ein Toast, Freunde!" rief er. „Möge die Göttin des Glücks mir bald wieder zulächeln, und wünschen Sie mir in kurzer Zeit eine andere Wohnung, die Ihnen eine ebenso geeignete Heimstätte sein wird, wie es diese ist!"

Erstaunen legte sich auf die Gesellschaft. Niemand trank auf den Toast. Ellen Montressor äußerte zuerst die Frage, die auf aller Lippen lag.

„Was haben Sie, Trent? Was ist geschehen? Was soll die nächste Begegnung? Was bedeutet Ihr Geschwätz über Ihr nächstes Haus und die Glücksgöttin?"

Trent sah sie der Reihe nach mit gutgespielter Verwunderung an.

„Mein Himmel!" rief er aus. „Weiß denn noch niemand von Ihnen etwas? Ich dachte, daß da Souza schon die Neuigkeit erzählt hätte."

„Welche Neuigkeit?" rief da Souza mit hervortretenden Augen und das Glas halbwegs zum Munde geführt. „Worüber sprechen Sie, Trent?"

Sein Teilhaber stellte sein Glas hin.

„Lieber Freund," sagte er mit schwankender Stimme, „lassen Sie mich in kurzen Worten erklären, wie unsicher die Existenz eines großen Finanziers ist."

Da Souza beugte sich über den Tisch, das Gesicht aschfahl, die Augen blutunterlaufen.

„Ich dachte mir schon, daß etwas nicht in Ordnung sei," murmelte er. „Sie wollten nicht, daß ich heute morgen in die City kam. Verflucht, Sie meinen doch nicht etwa . . ."

„Ich bin bankrott," erklärte Trent barsch. „Ist Ihnen das klar? Ich habe in australischen Papieren spekuliert. Sie sind wahnsinnig gepurzelt. Heute mittag hat sich das Gouvernement entschlossen, uns in Bekwando nicht zu unterstützen. Die Gruben müssen daher geschlossen werden. Ich werde Ihnen die Einzelheiten erklären, wenn es Sie interessiert."

Aber niemand wollte mehr darüber hören. Alle wichen von ihm zurück, als ob er ein Dieb sei. Nur das kleine braune Mädchen war betrübt und sah ihn mit ihren dunklen Augen teilnahmsvoll an.

„Ich habe meine ganze Habe hier zum Kauf angeboten," fuhr Trent fort. „Morgen wird man zur Abschätzung kommen. Es wird am besten sein, heute abend noch zu packen. Kommen Sie, wir wollen noch eine Flasche leeren. Da doch alles verkauft wird, wollen wir wenigstens noch einen fidelen Abend haben."

Frau da Souza erhob sich und stob aus dem Zimmer. Da Souza war vornübergefallen, den Kopf in die Hände gestützt. Er war kaum halb nüchtern, aber der Schlag brachte ihn an den Rand des Wahnsinns. Die beiden Mädchen flüsterten einen Augenblick miteinander, standen dann auf und folgten Frau da Souza. Trent verließ gleichfalls gelassen seinen Platz und ging in den Garten hinaus. Mit festen Schritten überquerte er die Grasfelder und verschwand zwischen den Bäumen. Er lachte leise vor sich hin. Alle waren sie in die Falle gegangen! Sie hatten seine Geschichte für bare Münze genommen. Er lehnte sich gegen die Gartenpforte und wurde plötzlich still und ernst. Der Abendwind war frisch und voller Wohlgerüche. Die dunklen Zweige der Bäume wiegten sich in der tiefblauen Luft. Trent stand regungslos, in Sinnen versunken.

„Allmächtiger, war ich ein grober Lümmel!" murmelte er. „Dort hat sie gestanden. Ich bin es nicht wert, dieselbe Luft mit ihr zu atmen."

Er warf einen Blick hinter sich. Der Schatten der beiden Mädchen, da Souza zwischen ihnen, zeichnete sich deutlich an den Fenstern ab. Sein Gesicht wurde hart und zornig.

„Hölle und Teufel!" rief er aus. „Ich habe aus meinem Haus einen Schweinestall gemacht. Ein gemeines Leben habe ich geführt. Doch — ich habe es vom Bettler zum Millionär gebracht! Ist es denn noch schwerer, sich selbst zu ändern? Morgen" — und er sah nach der Stätte, wo er die Journalistin getroffen hatte —, „morgen werde ich sie fragen."

Als er nach dem Hause zurückschritt, trat eine zierliche, in einen Mantel gehüllte Gestalt aus einem Gebüsch auf ihn zu. Er sah sie erstaunt an. Es war die kleine, dunkelfarbige Julie. In ihren Augen schimmerten Tränen.

„Einen Augenblick, Herr Trent," brachte sie hastig hervor. „Ich habe auf Sie gewartet. Ich möchte mich von Ihnen verabschieden und Ihnen für alles danken. Es tut mir sehr leid um Sie, und ich hoffe, daß Sie bald wieder mehr Geld haben und glücklich sein werden."

Ihre Lippen zuckten. Ein einziger Blick auf ihr Antlitz überzeugte ihn von ihrer Aufrichtigkeit. Er ergriff die ihm hingestreckte Hand und drückte sie herzlich.

„Kleine Julie," sagte er, „Sie sind die einzige, die etwas taugt. Machen Sie sich nur keine Sorgen um mich. Es ist nicht so schlimm, wie ich gesagt habe — aber erzählen Sie es nur nicht Ihrer Mutter."

„Das freut mich," sagte sie leise. „Ich finde es sehr häßlich von allen, Sie jetzt plötzlich im Stich zu lassen. Ich wollte Ihnen Adieu sagen, und wenn man noch so ungehalten auf mich wäre. Ich möchte jetzt zurückgehen, ehe man mich vermißt."

Trent schlang seine Arme um die zarte Gestalt. Sie sah ihn erschreckt an.

„Lassen Sie mich gehen, bitte," flüsterte sie. Er küßte sie auf die Lippen — und bereute es einen Augenblick später. Sie schlug die Hände vor das Antlitz und eilte schluchzend hinweg. Trent zündete sich eine Zigarre an und ließ sich auf einer Gartenbank nieder.

„Es ist eigenartig," sagte er nachdenklich vor sich hin. „Das Kind wird mir schon seit einer Woche förmlich aufgedrängt, und ich hätte es küssen können, so oft ich nur wollte, selbst in Gegenwart seiner Eltern. Man wäre mir sogar dankbar gewesen. Und nun ich es getan habe, reut es mich. Sie sah reizender aus denn je — und sie ist die einzige anständige Person von der ganzen Bande. Gerechter Gott, das wird morgen einen schönen Spektakel geben."

Die Zeit verstrich, und noch immer saß Scarlett Trent in der kühlen Abendluft auf der Bank. Er war ein Mann von geringer Phantasie und alles andere als abergläubisch. Doch quälten ihn an diesem Abend eigenartige Ahnungen. Er fühlte, daß er auf der Schwelle bedeutungsvoller Ereignisse stand. Etwas Neues tagte für ihn. Er hatte die Bande der Vergangenheit durchschnitten — und eine wunderbare und schöne Erscheinung winkte ihm, andere Wege einzuschlagen. Der Sieg am Anfang des heutigen Tages schien ihm in weiter Ferne zu liegen, in eine düstere und unwichtige Vergangenheit gerückt. Eine neue und größere Welt breitete sich vor ihm aus — und wenn das Schicksal es wollte, würde er sie betreten.

XI.

Der Lärm der Automotors auf dem Anfahrtsweg riß Trent am nächsten Morgen aus seinem Schlummer. Er klingelte. Nach wenigen Sekunden erschienen zwei Diener zugleich.

„Wessen Auto entfernt sich unten?" fragte er.

„Eine Taxi für Herrn da Souza," war der Bescheid.

„Wie! Ist er schon fort?"

„Jawohl, Herr Trent, auch die gnädige Frau und das junge gnädige Fräulein."

„Und Fräulein Montressor und ihre Freundin?"

„Die Damen haben sich der Familie da Souza angeschlossen. Alle haben ihr Gepäck mitgenommen."

Trent stieß ein geringschätziges, zugleich jedoch ein befreiendes Lachen aus.

„Hören Sie, Jakobs," sagte er, als der Lärm des Wagens erstarb, „sollte einer der Herrschaften zurückkehren, so darf er nicht eingelassen werden. Begriffen? Wenn Gepäck gebracht wird, darf es nicht angenommen werden. Kommt jemand persönlich, so lassen Sie ihn draußen stehen. Ist Ihnen das klar?"

„Jawohl, Herr Trent."

„Gut. Bereiten Sie jetzt mein Bad und sagen Sie der Köchin, daß ich in einer halben Stunde frühstücken möchte. Sagen Sie ihr, ich hätte Hunger, Frühstück für eine Person. Die Gesellschaft, die soeben fortgefahren ist, wird am Bahnhofskiosk ein Morgenblatt kaufen und dann wahrscheinlich zurückkehren. Seien Sie auf der Hut und benachrichtigen Sie auch das übrige Personal. Auch ist es besser, wenn Sie das Gartentor verschließen."

„Wie Sie wünschen, Herr Trent."

Der Diener, der schon untröstlich über den Verlust einer guten Stellung und vielleicht noch eines Monatsgehaltes gewesen war, beeilte sich, im Souterrain seine beruhigende Neuigkeit zu verbreiten. Es war nur ein Scherz ihres Herrn gewesen — höchstwahrscheinlich eine List, sich der Gäste zu entledigen, die getan hatten, als ob es ihr eigenes Heim war. Ein Chor lebhafter Jubelrufe folgte seinen Ausführungen. Der Hausmeister Groves, der jeden Morgen den Kurszettel der Zeitung mit würdevollem Ernst studierte, und den man der heimlichen Spekulation verdächtigte, verkündete, daß, soweit er es beurteilen könne, Herr Trent gestern eine hübsche Summe verdient haben müßte, worauf die Köchin ein Frühstück herrichtete, das zu der festlichen Angelegenheit paßte.

(Fortsetzung folgt.)

Kurt Bocks.

Mittag.

Ueber die brennende Stille
streicht friedvoll linde Hand,
segenbelasteter Wille
reift ganz zum Licht gewandt.

Blühen und Leuchten und Schweigen
gibt nun Empfängnis kund:
leise wollen wir neigen
uns fernem Glockenmund.

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von **Wichard Hahn**, stud. rer. pol., Posen.

(Schluß.)

„Herrschaften, schön war's doch," meinte einer beim Erwachen, und wir anderen stimmten einmütig bei. Auch solche Lagen muß man als Ruderer kennen lernen, und gestern hatten wir wenigstens etwas erlebt und einige Erfahrungen mehr gesammelt. Allerdings einen großen Fehler hatten wir dabei gemacht. Anstatt in Sturm und Wellengang zurückzurudern, wäre es besser gewesen, so weit wie möglich ins Schilf hineinzufahren, da die Wellen von den Rohr- und Schilfhalmen gebrochen werden und die Wasserfläche im Gebiete des Schilfes ruhig bleibt. — Als wir zum Zelt hinaussahen, war der Himmel wie am vergangenen Abend grau in grau gehüllt. Während des Abkochens, zum Glück führten wir trockenes Brennholz immer im Boote mit, begann es zu tröpfeln. Doch als die „Hexe" reisefertig gepackt auf das Einsteigen der Mannschaft wartete, da klärte es sich zu unserer Freude auf. Ein „Südost" war aufgekommen und jagte die Wolken allmählich auseinander, so daß wir die zweite Hälfte des Goplo-Sees im klarsten Sonnenscheine zurücklegten. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir Nowy Przewóz am Ende des Goplo-Sees. Wir gingen gleich auf die Suche nach einem Wagen. Der erste Bauer wies uns ab, schickte uns jedoch gleich zu einem zweiten, mit dem wir schnell handelseinig wurden. Leider konnte er das Gespann erst nachmittags stellen, so mußten wir noch einige Stunden am Ufer warten. Um ein Uhr war der Leiterwagen zur Stelle; das Boot fand gut Platz; die Ueberfahrt ging ohne Havarie von statten, und um 5 Uhr erreichten wir den Slesyner See. Nach einer halben Stunde waren Boot und Mannschaft ruderfähig; es ging nach Slesyn weiter. Während der letzte Steuermann in der Stadt Einkäufe erledigte, schoben die beiden anderen die „Hexe" durch den engen Chausseedurchlaß und suchten Holz zum Kochen des Abendbrotes. Darauf wurde die Fahrt über den Piatkowski- und Goslawicer-See fortgesetzt. Bei dem Ausfluß des unvergeßlichen Kanals, wo wir vor einigen Wochen schon einmal unser Zelt aufgeschlagen hatten, schlossen wir auch heute unsere Tagesfahrt ab. Vor Einbruch der Dunkelheit hätten wir den „Kanal morzyslawski" nicht mehr bestritten, und in seinem Sumpf- und Moorgebiet zu übernachten, wäre sicher nicht gesundheitsfördernd gewesen. So sparten wir uns das Vergnügen, das Boot durch den verwachsenen Graben zu „bugsieren", für den nächsten Morgen auf. Da uns viel Zeit zum Zeltaufschlagen blieb, wollten wir es uns mal recht gemütlich machen. Mit langen Messern bewaffnet wateten wir hinaus in den See, Binsen abzuschneiden. Mit großen Bündeln unter den Armen kehrten wir zu unserem Lagerplatz zurück. Die geschnittenen Binsen wurden im Zelt ausgebreitet und eine Decke darüber gelegt. Auf diese Weise entstand ein wundervolles, weiches Lager, das wir für nichts in der Welt eingetauscht hätten. Leider erfanden wir dieses „Rezept" erst jetzt am Ende unserer Wanderfahrt. In der Nacht wurden wir vom Regen einige Male aus dem Schlafe „getrommelt", wenn die Wirbel zu kräftig wurden.

Die Witterung war über Nacht zu unseren Ungunsten umgeschlagen. Schon beim Erwachen merkten wir den Wind; wie Espenlaub zitterten die Zeltwände, laut flatterte auf der Spitze des Daches unsere Bootsflagge. Zerrissene Nebelschwaden trieb der Wind über See und Wiesen. Vergeblich versuchte die Sonne die Wolken zu vertreiben, erst nachmittags konnte sie ihrer Herr werden. Beim Frühstück, das wir vor dem Zelt einzunehmen pflegten, wurden wir Zeugen eines Schauspiels, das wohl verdient, erzählt zu werden. Etwa dreihundert Meter von unserem Beobachtungsort entfernt, wird der Kanal von einem Balken überbrückt, der auf beiden Ufern auf zirka 3—4 Meter hohen Pfosten ruht. Das ganze sah etwa aus, wie ein mißglücktes Fußballtor. Auf einmal hingen an diesem Querbalken drei Menschen und zappelten noch, als ob sie sich eben erst erhängt hätten. Wir bekamen einen „Mordsschreck". Was eigentlich los war, konnten wir nicht gleich feststellen, denn der Wind trieb eine dicke Nebelwand dazwischen und versperrte die Aussicht. Später klärte sich alles auf. Die Leute benutzten dieses Balkengestell in Ermangelung einer Brücke, um den Weg zur Arbeit abzukürzen. Auf einem Pfosten kletterten sie hoch, dann ging es „Hand über Hand" am Querbalken über den Graben und auf der anderen Seite nieder herunter. Leider war es zu neblig, um dieses Bild auf die Platte zu bringen. — Da wir den „Kanal" mit dem Strom durchfuhren, kamen wir verhältnismäßig schnell zur Warthe. Für die elf Kilometer brauchten wir dieses Mal „nur" zweieinhalb Stunden. In Konin machten wir eine Stunde Rast und setzten um 1 Uhr die Fahrt fort. Rasch zogen wir Warthe-abwärts. Bei Sonnenuntergang fuhren wir im Dorfe Ciązen ans Ufer, um uns von einem Bauern Brennholz zu holen, da an den ganzen Ufern von Konin bis Peisern nichts zu finden ist. Wir kamen mit ihm in ein kleines Gespräch, während dem er sich sehr über unser Los und Schicksal erkundigte. Am Schluß, als wir schon im Boote saßen, da fragte er uns: „Sagt mal, was bezahlt man euch eigentlich dafür, daß Ihr hier so herumfahrt?" Die Frage löste natürlich ein schallendes Gelächter aus. Ob über das Lachen oder über die Antwort, daß wir zu unserem Vergnügen bis nach Danzig gefahren wären, sich der alte Bauer wunderte, stellten wir nicht mehr fest. Mit aufgerissenem Munde staunte er hinter uns her. Auf der Insel unterhalb Ciązen, die schon auf der Hinfahrt von uns „annektiert" wurde, legten wir zur Nacht an. Unsere „Leibgarde" von annodazumal war nicht mehr da. Vielleicht hatten sie die „Annexion" nicht verschmerzen können und waren weitergezogen. Zum letzten Male schlugen wir unser Zelt auf, das uns während der langen Zeit so gute Dienste geleistet hatte. Und vielleicht aus diesem Grunde zeigte der Wettergott, was er in der freien Natur an „Schönem aufzutischen" vermag. Mitten in der Nacht wachten wir nacheinander von dem Donnern eines heranziehenden Gewitters auf. Erst vorgestern nach dem Sturm auf dem Goplosee frohlockten wir, daß man doch alles kennen lernen müßte. — „Fortsetzung folgt!" In dieser Nacht zog ein Unweter hoch, wie wir es seit Jahren nicht gesehen hatten. Schlag auf Schlag folgte. Eine Entladung nach der anderen gellte krachend durch die Dunkelheit. Beim grellen Licht der aufeinanderfolgenden Blitze konten wir uns für Sekunden ansehen. Gegenseitig war aus den Mienen zu sehen, daß unsere Stimmung gerade nicht als „gehoben" zu bezeichnen war. Nur unseren Obmann schien das Gedonner wenig zu rühren; war er auf der einen Seite aufgewacht, da drehte er sich um und schlief auf der „anderen" weiter. Wir haben schönere Augenblicke auf unserer Wanderfahrt erlebt als die Gewitternacht auf der kleinen Wartheinsel. Ganze vier Stunden dauerte diese „Feuertaufe", von zwei Uhr nachts bis sechs Uhr früh. Und als sich das Wetter endlich verzogen hatte, da wurde es Zeit, zur Abfahrt zu rüsten.

In Peisern hielten wir uns für einen Teil des Vormittags auf, um nochmal das Städtchen anzusehen. Dann ruderten wir durch bis zum „Weißen Krug", oberhalb Schrimm. Der letzte Abend unserer Fahrt über „Land und Meer"! Blutigrot ging die Sonne unter, als wir von einem Spaziergang durch die Walderuser Wälder zurückkamen. Wann werden wir wieder hinauskommen in die frische Luft und Freiheit der Seen und Flüsse? Und wie wir uns auf dem altbekannten Heuboden zur Ruhe niederließen, da war unsere Ueberzeugung fest. So bald wie möglich sollte es wieder „in See" gehen, zu neuer Fahrt über „Land und Meer"! Wir hatten die Ungebundenheit der Wanderruderei kennen gelernt; zu stark sind ihre Fesseln, mit denen sie uns im Verlauf der Fahrt gepackt hatte!

Um sieben Uhr des nächsten Tages, es war bereits der 27. August, verließen wir den „Weißen Krug". Bis Schrimm im Sprühregen, dann bis Posen in Wind und Wellen, das war der letzte Teil unserer Fahrt. Zur Mittagsstunde legten wir am Schlipp unseres Bootshauses an.

Ein dreifach „Hipp, Hipp, Hurra" unserem Boot! Unversehrt legten wir „unsere treue Hexe" in der Bootshalle auf ihren alten Platz, dankbar, daß sie uns den über 1200 Kilometer langen Weg so gut getragen hat. Möge sie noch oft hinausfahren, um draußen in der Freiheit von Fluß und See ein enges Freundschaftsband uns Ruderern zu schlingen und die Flagge, fern von der Heimat, draußen in Wind und Wellen über fremden Gewässern zeigen!

Eine lustige Eisenbahnfahrt.

Kleine Anekdoten aus dem täglichen Leben.

Ich sitze in der Bahn, freudiger Erwartung voll, denn jetzt geht es endlich wieder einmal hinaus aus den vier Wänden und dem Trott des Alltagslebens. Und im Gegensatz zu meinen anderen Mitreisenden hülle ich mich nicht in Schweigen, sondern versuche aus ihnen möglichst viel herauszupressen; nichts ist interessanter, als Menschen zu studieren, und gerade in der Enge des Eisenbahnabteils kann man manche interessante und lustige Beobachtung machen. Töricht sind alle diejenigen, die sich hinter Buch und Zeitung verschanzen, statt das Leben selber zu erhaschen.

Ich habe mich schon eine ganze Weile über einen Herrn geärgert, der mir gegenübersitzt, ohne den Mund aufzutun. Auch die Landschaft scheint ihn nur mäßig zu interessieren. Endlich halte ich es nicht länger aus. „Fahren Sie auch nach Frankfurt?" frage ich ihn ganz freundschaftlich. — Er sieht mich etwas verwundert an, scheint aber dann ganz froh zu sein, daß das Eis gebrochen ist und gibt mir freundlich Antwort: „Nein, ich will viel weiter, — ich will nach Rom." — Das imponiert mir, begreiflicherweise. „Zu längerem Aufenthalt?" frage ich interessiert. „Nun ja, drei Wochen werde ich wohl dort bleiben. Ich bin auf der Hochzeitsreise." Ich bin erstaunt. „Aber wo ist denn Ihre Frau?" — „Meine Frau ist zu Hause geblieben, für eine Reise zu Zweien reichte es nicht!" —

Der fängt gut an! Einer der Mitreisenden hat diese Unterhaltung gehört und fängt herzlich an zu lachen, wie in Erinnerung an einen sehr guten Spaß. Als ich mich ihm zuwende, reibt er sich schmunzelnd die Hände. „Ja, ja, die Frauen," kichert er, nachdem er sich durch einen vorsichtigen Rundblick überzeugt hat, daß wirklich nur Männer im Abteil sitzen, „auf die muß man sich verstehen. Das ist ein Kapitel für sich. Stellen Sie sich zum Beispiel meine Frau vor, — sonst ein liebes, nettes Geschöpf, aber einen Fimmel hat sie, und das waren A n t i q u i t ä t e n! Wenn sie irgendwo eine Antiquität erwischen konnte, wurde sie fuchsteufelswild und warf ihr schönes Geld für diesen Kram zum Fenster hinaus. Für bequeme, moderne Stühle hatte sie nichts übrig, das mußten alles wackelbeinige, wurmstichige Exemplare

sein, wenn man ihnen nur nachsagen konnte, daß sie schon in irgendeinem Schloß Dienst getan hatten. Und erwischte sie einen Federhalter, mit dem angeblich einmal Napoleon geschrieben hatte, so geriet sie ganz aus dem Häuschen. Ich versichere Ihnen, es war nicht mehr auszuhalten. Aber jetzt habe ich sie kuriert, ich habe ihr nämlich zum Geburtstag ein Auto geschenkt, Modell 1900. Das wird ihr die Antiquitätengrillen wohl austreiben."

„Ja, die Frauen," mischt sich ein vierter ein. „Wir haben ein Dienstmädchen, eine nette Person übrigens. Seit einiger Zeit bekommt sie jeden Morgen Briefe. Das fällt mir auf. Ich sage zu meiner Frau: „Wie kommt es nur, daß die Emma seit einiger Zeit eine so umfangreiche Korrespondenz hat?" Meine Frau zuckt die Achseln: „Die hat sich in den Postboten verliebt," erklärt sie. „Aber schreibt der Postbote ihr wirklich täglich einen Brief, wo er sie doch ohnehin sieht?" — „Keineswegs," lacht meine Frau, „nein, sie schreibt sich selber jeden Tag einen Brief, um ganz sicher zu sein, daß er jeden Morgen kommen muß."

Alle Insassen unseres Abteils fangen an zu lachen, da steckt aus dem Nachbarabteil einer den Kopf herein: „Entschuldigen die Herren, ich lache auch gern. Was ist denn hier los?" Und wir erzählen ihm unsere Späßchen, mit denen wir uns die Langeweile vertreiben.

Er ist kein undankbarer Zuhörer, denn auch er hat sein Geschichtchen auf Lager, das er jetzt vom Stapel läßt. „Also ich habe einen Bürovorsteher," sagt er, „der bittet mich um Urlaub. Gestern kommt er wieder und ich nehme mir ihn vor. „Hören Sie mal, mein Bester," sage ich, „wie kommen Sie dazu, mich so anzulügen. Mir erzählen Sie, Ihre Schwiegermutter sei gestorben, und gestern sehe ich sie auf der Straße." Er sieht mich ganz wehleidig an. „Aber Herr Rechtsanwalt," protestiert er, „ich habe gar nicht gesagt, daß meine Schwiegermutter gestorben ist, ich habe nur gesagt, ich möchte gern ihrem Begräbnis beiwohnen."

Auch der würdige Landpastor, der in der Ecke sitzt, möchte sein Scherflein zu der allgemeinen Belustigung hinzutun. Ueber sein breites Gesicht gleitet ein sonniges Lächeln, das ihn fast schön macht. „Neulich schrieb ich meine Predigt," fängt er an, „da kam mein kleines Töchterchen in meine Studierstube. „Vati," sagt sie, „was schreibst du da?" — „Ich schreibe meine Sonntagspredigt." — „Woher weißt du, was du schreiben mußt?" — „Gott sagt mir, was ich schreiben muß," antworte ich ihr. Sie überlegt einen Augenblick. — „Aber Vati," ruft sie dann, „wenn Gott dir erzählt, was du schreiben mußt, warum streichst du dann so viel durch?"

Und da behaupte noch ein Mensch, daß Bahnfahrten langweilig seien! Ich könnte tagelang in der Eisenbahn fahren!

Namenskuriositäten.

Anekdoten aus aller Welt.

Im Oberwesterwalder Kreis lag das Dorf Kackenberg. Der Name könnte ganze Teekränzchen in die Luft sprengen. Was die 206 Seelen dieser Landgemeinde gelitten haben, läßt sich an dem Jubel und dem Flaggen- und Blumenschmuck ermessen, mit dem sie im Sommer 1927 die Nachricht begrüßten, daß die Regierung ein Einsehen gehabt und das Dorf in Neuhochstein umgetauft habe.

*

Mit treffendem Spott nahm Bismarck die Bitte eines Livländers namens Trampedang auf, der seinen Erstgeborenen „Bismarck" rufen wollte. Der siebzigjährige Fürst gab zwar seine Erlaubnis, doch nur unter der Bedingung, daß, wenn der Himmel ihm noch einen Sohn bescheren sollte, er das Recht habe, ihn „Trampedang" taufen zu lassen.

*

Der berühmte Altertumsforscher Schliemann gab seinen Kindern die Vornamen „Hektor" und „Andromache".

*

Der deutsche Volkshumor nennt den Bäcker einen Teigaffen oder einen Semmelgeneral, den Barbier einen Verschönerungsrat, den Kaufmann einen Sirupsprinzen oder Heringsbändiger. Er verschont selbst den Tod nicht, den er kameradschaftlich mit Freund Hein oder Jan Klapperbein anredet.

*

Im nördlichen Zipfel des Memelgebietes liegt das Dorf Nimmersatt. Dem Herrn Mellien, der seinerzeit Posthalter in Nimmersatt war, verdroß dieser Hungerleider-Name sehr. Bei guter Gelegenheit erbat er sich von Friedrich Wilhelm III. die Gunst, sein am Ende des Dorfes gelegenes Besitztum künftig Immersatt nennen zu dürfen. So kommt es, daß neben dem Dorfe Nimmersatt heute die Kolonie Immersatt besteht.

*

In Gießen befindet sich am Seltersweg eine Gastwirtschaft, deren Besitzer G. Trinkaus heißt. In Plauen i. V. gab es einen Leichenbitter namens Mitlacher, was vielleicht mancher lachende Erbe peinlich empfunden haben dürfte. Der frühere Gendarm in Friedrichsruh hieß Griepenkerl. Heidelberg ist der Sitz einer Zahnfabrik, deren Inhaber Zahn & Kiefer heißen.

Jugendliche Genies.

(Nachdruck verboten.)

Euripides war 18 Jahre alt, als er sein erstes Trauerspiel schrieb.

Dante begann mit seiner „Divina Comédia" mit 20 Jahren.

Donaletto schuf seinen „Sankt Georg", als er 20 Jahre, Michelangelo seine „Pieta", als er 21 Jahre alt war.

Hans Holbein der Jüngere, van Dyck und Velasquez malten in ihrem zwanzigsten Lebensjahre berühmt gewordene Gemälde.

Lessing schrieb mit 17 Jahren, Lopez de Vega mit 13 Jahren und Schiller mit 18 Jahren anerkennenswerte Theaterstücke.

Von Flaubert wurde später bekannt, daß er niemals etwas geschrieben habe, wovon er nicht schon als Jüngling die Gedanken im Kopfe hatte.

An jungen Komponisten können genannt werden der 15jährige Mozart Mozart, der 14jährige Weber und der 18jährige Johann Sebastian Bach.

Aristoteles war 18 Jahre, Spinoza 20 Jahre alt, als sie mit ihren bahnbrechenden Betrachtungen hervortraten.

Gansz fand mit 18 Jahren die Lehre der kleinsten Quadrate.

Holly schrieb als Neunzehnjähriger über die Theorie der Planeten, und Newton krönte mit 22 Jahren vier Jahre physisch-astronomischer Studien mit der Entdeckung der Schwerkraft.

Laplace und Lavoisier wurden mit 25 Jahren schon zu Mitgliedern der Pariser Akademie für Wissenschaft gewählt.

M. N.

Aus aller Welt.

Zur Geschichte der Gurke. Die Kultur der Gurke reicht bis ins graue Altertum zurück. Die alten Aegypter kannten sie, im 4. Jahrhundert v. Chr. züchteten die Griechen schon mehrere Sorten feiner Gurken, die sie mit Essig oder Senf zu kochen pflegten, und bei den Römern war die Gurke fast noch mehr geschätzt. Man erzählt sogar, daß Nero und Tiberius so leidenschaftliche Gurkenesser waren, daß bei jeder Mahlzeit Gurken auf ihrem Tische stehen mußten. Um für die kaiserliche Tafel auch im Winter Gurken züchten zu können, hatte man die Gurken in fahrbare Behälter gepflanzt, die nur bei sonnigem Wetter ins Freie gefahren wurden, während man sie nachts oder bei kalter Witterung in erwärmten Räumen hielt. In Deutschland wurde die Gurke noch im Mittelalter weng gezüchtet, obgleich sie bereits bekannt war. Erst vom 16. Jahrhundert ab begann man die Gurken auch bei uns zu züchten und allmählich zu veredeln.

Der wilde Mohn im Volksglauben. Den Völkern der Antike galt die wilde Mohnblume wegen ihrer Samenfülle als Sinnbild der Fruchtbarkeit, was aber merkwürdigerweise nicht ausschloß, daß die Blüte manchmal — und derselbe Glaube gilt sogar heute noch — auch als Symbol der Unfruchtbarkeit betrachtet wurde: Durfte doch damals zu einem Hochzeitsessen kein Mohnkörnchen verwendet werden. Bezeichnend für ihre schlechten Eigenschaften ist auch ihr alter Name „Jammerblume", Der Milchsaft der wilden Mohnblume ist denn auch wirklich giftig, wenn auch freilich verhältnismäßig harmlos gegen das Gift des Schlafmohns. Ihren Namen „Klatschrose" hat die wilde Mohnblume von dem alten Kinderspiel, bei dem die Blütenblätter auf Hand oder Stirn aufgeklatscht werden, wobei es dann eine kleinen Knall gibt. Der Volksglaube behauptet ferner, daß es, wenn man Mohnblumen pflücke, ein Gewitter gäbe.

Fröhliche Ecke.

Die beiden Exzellenzen. In den ersten Wochen des Krieges kam der frühere Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Herr Jordan von Kröcher, ins „Große Kasino" am Pariser Platz — der dort viel verkehrenden alten und älteren Herren zuliebe auch „Schautenhaus" genannt — und präsentierte sich in Feldgrau: „Seh ich nicht lecker aus?"

Dann stürzte er sich auf den Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst von Kessel:

„Exzellenz, das ist mir hier zu Hause zu langweilig. Ich stelle mich jetzt auch zur Verfügung; können Exzellenz mir nicht einen Posten verschaffen?"

Worauf der Generaloberst meinte: „Exzellenz brauchen nur zu bestimmen, ob Exzellenz einen Posten haben wollen, der mit Gefahr, oder einen, der mit Arbeit verbunden ist."

„Na . . na . . natürlich einen Posten, der mit Gefahr verbunden ist", trumpfte der alte Kröcher auf.

Das allerreizendste und allerliebenswürdigste Lächeln huschte über das vom Alten-Kaiser-Bart umrahmte Gesicht des Generalobersten:

„Das könnte Euer Exzellenz so passen. Von der Gefahr kann man sich drücken, von der Arbeit aber nicht."